

Anschauung und Begriff

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Solothurnisches Wochenblatt**

Band (Jahr): **7 (1794)**

Heft 41

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-819740>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Solothurnisches Wochenblatt.

Samstags den 11ten Weinmonats, 1794.

N^{ro.} 41.

Anschauung und Begriff.

Meine Gedankenräder stehen wieder einmal stille; die Uhr ist abgelaufen, und der Stundenzeiger regt sich nicht an der Stirne. — Die Seele des Menschen ist doch ein sonderbares Ding! Oft eine Ueberfülle von Gedanken; dann alles wieder so leer und öde im innern und äußern Sinne. — Doch braucht es weiter nichts, als ein Funke, so wirds wieder helle im Kopf, eine Idee entzündet die andere, wie ein Schwefelholz die dürrn Reiser auf dem Heerde, — der Geist flammt, das Herz glüht. — Menschenkopf, was für ein Meisterstück bist du!

Hier auf meinem Pulte liegt der Hausschlüssel; dies ist eine Anschauung, eine ganz bestimmte Vorstellung von einem einzelnen Gegenstand. Fasse ich nun die wesentlichen Merkmale, die er mit andern gemein hat, in Eins zusammen, so erhalte ich den Begriff von einem Schlüssel überhaupt; verbinde ich weiter diesen Begriff mit andern Begriffen, so entstehen Urtheile über Urtheile, und am Ende haben

wir eine gar lustige Betrachtung angestellt. Wir wollen hier einen kleinen Versuch machen, damit wir die schöne Kunst lernen, die Langweile bey trübem Winterstunden durch Nachdenken zu vertreiben.

Zu was taugt der Schlüssel? Wir verschließen damit Sachen, die man uns rauben könnte. Der Schlüssel ist ein Bild des Eigenthums, das die Menschen unter sich eingeführt haben, um bequem, sicher und friedlich unter einander zu leben. — Seht, welch eine Menge von Ideen! — Menschengesellschaft, Eigenthum, Sicherheit, Friede; über diese reichhaltigen Gegenstände hat man schon ganze Bücher angefüllt.

Der Mensch bauet ein Haus um sich her, wodurch er gleichsam einen Kreis um sich zieht, der ihn von alle dem absondert, was ihn in entfernten oder nähern Kreisen umgiebt, von Hitze und Kälte, Wind und Regen, Menschen und Thieren. Das Haus hat eine Thüre, die Thüre hat einen Schlüssel, und dieser endiget das Gebäude in seiner Zusammensetzung; er ist die letzte Fuge desselben, wodurch man den Eingang nach Belieben möglich oder unmöglich machen kann.

Der Mensch kann auf diese Weise mitten unter einer unzähligen Menge von Menschen die kostbarsten Dingen, zum Genuß, zur Bequemlichkeit und Pracht, unangetastet um sich her liegen haben. — Der Reiche kann mitten unter einer unzähligen Menge armer, hungriger, und nothleidender Menschen wohnen,

ohne daß er sich im Genuß seiner Herrlichkeiten darf kören lassen, wenn etwa sein Herz eben so verschlossen ist, als seine Thüre. — Schande für die Menschheit, daß leider nur gar zu viele Gaudiebe von dieser Art in prächtigen Palästen schwelgen, und den Schweiß ihrer Mitbrüder aus goldnen Schaalen heruntergurgeln! — Doch wo bleibt mein Schlüssel?

Der Erdensohn ist durch das mächtige Schloß sowohl als durch die Geseze gegen Gewalt und Raub gesichert, und wenn er von seinem Ueberfluß giebt, so genießt er die Wonne des freywilligen Gebens, und übt sich in den Empfindungen des sanften Wohlwollens, und der edeln Menschenliebe. — O ihr göttlichen Seelen, die ihr so wohlthätig wie Thautropfen des Himmels die Erde befruchtet, wie gern wollte ich euch hier eine Lobrede halten, wenn ich mirs nicht zum Geseze gemacht hätte, bey meinem Schlüssel zu bleiben.

Der Schlüssel ist ein Bild des H a b e n s, des B e s i z e n s, er macht, daß das Edlere vom minder Edlern fest umschloßen, und vor jedem Angriff gesichert wird. So verschließt man Gold, Silber und andere Kostbarkeiten in eiserne Kästen.

Beym Schlüssel denkt man sich nothwendig Eigenthum; denn ein gemeinschaftliches Gut bedarf keiner Absonderung, z. B. die Landstraße, eine offne Quelle ist zu Jedermanns Gebrauch. Was verschlossen ist, ist eigentlich nur für denjenigen da, der den Schlüssel dazu besitzt, für alle übrigen Menschen ist es so gut, als ob es gar nicht vorhanden wäre. Dieß nennt man Eigenthum, Besitz.

Aber wie sind die Menschen zum Eigenthum gelangt, da doch der Erdboden allen gehört, und keiner das ausschließende Recht hat, zu behaupten: „Hier auf diesem Fleck soll mich die Sonne allein anscheinen, und keinen andern. Dieser Baum, dieß Schaf ist mein, da doch weder in dem erstern noch letztern etwas liegt, warum es nicht auch einem andern zu gehören konnte.“ — Ja eben da liegt der Haase im Pfeffer. Ueber diesen Punkt sind die Rechtsgelehrten bis auf diese Stunde noch nicht einig. Ich will hier einem scharfsinnigen Schriftsteller etwas nachplappern, wodurch er etwas sehr wichtiges zu sagen glaubt.

Ursprünglich sind wir selbst unser Eigenthum. Niemand ist unser Herr, und Niemand kann es werden. Wir tragen unsern, unter göttlichem Insiegel gegebenen Freybrief, tief in unserer Brust. Indem ich dieß behaupte, so nehme ich etwas zweyfaches in uns an, einen Eigenthümer, und ein Eigenthum. Das reine Ich in uns, die Vernunft, ist Herr unsrer Sinnlichkeit, und aller unsrer geistigen und körperlichen Kräfte; sie darf selbe als Mittel zu jedem beliebigen Zwecke gebrauchen; z. B. nachdenken, erfinden, arbeiten zu unserm Wohlfeyn.

Um uns herum sind Dinge, die nicht ihr eignes Eigenthum sind; denn sie sind nicht frey; als Pflanzen, Bäume, Thiere. Aber ursprünglich sind sie auch nicht unser Eigenthum; denn sie gehören nicht unmittelbar zu unserm sinnlichen Ich.

Das Vernunftgesetz verbietet uns nicht, durch unsere Kräfte jene Dinge als Mittel für unsere Zwecke

zu gebrauchen, und sie dazu geschickt zu machen. So dürfen Schifbrüchige auf einer unbewohnten Insel Bäume umhauen, sich Hütten erbauen, das wilde Land umarbeiten, Lamas und andere Thiere zu ihrem Hausgebrauch fangen und zahm machen. — Wir haben also das Recht, unsere Kräfte auf diese Dinge zu verwenden.

Haben wir aber Dingen durch unsern Fleiß diese Form und Gestalt eines Mittels für unsere Zwecke gegeben, so darf kein anders Wesen sie gebrauchen, oder für sich verwenden, ohne uns in der freyen Ausübung unserer Kräfte, die doch unser Eigenthum sind, aufzuhalten und zu hindern. Da nun das Sittengesetz verbietet, die freye Wirkung irgend eines freyen Wesen in erlaubten Sachen zu stören, und wir befugt sind, uns dieser Störung zu widersetzen, so folgt hieraus das Recht, jeden andern von dem Gebrauch einer Sache auszuschließen, die wir durch unsere Kräfte gebildet haben. Dieses Recht heißt bey Sachen das Eigenthum.

Diesem zufolge hat Hr. Schlözer in einem gewissen Sinne nicht unrecht, wenn er sagt: Wer nicht arbeitet, soll nicht essen. — Wer nicht arbeitet, darf wohl essen, wenn ihm Jemand etwas zu essen schenken will; aber er hat keinen rechtskräftigen Anspruch dazu. Er darf keines Andern Kräfte für sich verwenden; denn ist keiner so gut, es freywillig für ihn zu thun, so wird er seine Kräfte selbst anwenden müssen, um sich etwas aufzusuchen, und zu zubereiten, oder

Hungers

Hungers sterben, und das von Rechts wegen. —
 Es liessen sich hier noch wichtige Folgerungen herausziehen; aber da ich wegen einem Hausschlüssel weder mit den Aristokraten noch Demokraten eine Fehde anfangen mag, so will ich meine Materie in aller Einfachheit weiter verfolgen.

Durch den Besitz entsteht nun in der Welt Geiz, Verschwendung, Neid, Prozesse, Diebstahl, und durch das Besizthum ganzer Länder entsteht Krieg, Mord und Blutvergiessen. O ein erschreckliches Uebel, wovon uns der liebe Gott behüten wolle!

Der Schlüssel trennt die Herzen der Menschen voneinander wie ihre Häuser; aber durch kleine runde Gold und Silberstückgen werden sie wieder unter sich in Verbindung gebracht. Es fällt dem Menschen schwer, sich von dem zu trennen, was er durch seinen Fleiß hervorgebracht hat, wenn er nicht einen hinlänglichen Ersatz dafür erhielte, den er wieder sein Eigenthum nennen, und dafür wieder andere Bedürfnisse eintauschen kann.

Dieser Tausch menschlicher Bedürfnisse würde unendlichen Schwierigkeiten unterworfen seyn, wenn ihn nicht die kleinen Gold und Silberstückgen erleichterten, die ohne Mühe aus einer Hand in die andere gehen, und nach deren größern oder geringern Anzahl der Werth aller Bedürfnisse einmal abgemessen ist. Da nun eine große Anzahl dieser Gold und Silberstückgen einen weit kleinern Raum einnehmen, als die Dinge selbst, deren Besitz man sich dadurch

erwerben kann, so wird auch dadurch das Haben sehr erleichtert, indem einer den Werth aller der Dinge, die für das Geld können angeschafft werden, gleichsam unter seinem Schloße hält — Dies befördert den Geiz. Und weil man bey Ausgabe dieser Gold und Silberstückgen nicht wirkliche Bequemlichkeiten und Bedürfnisse gegen andere umtauscht, so fühlt man auch den Verlust seines Eigenthums nicht so sehr — Dies befördert die Verschwendung.

Der Geizige vergift den Gebrauch der Sache über den Werth derselben, wornach sie abgemessen wird; der Verschwender vergift den Werth der Sache über ihren Genuß. Der Geizige denkt sich das Geld ganz als die Sache selbst; der Verschwender bloß als Zeichen. Es ist daher sehr natürlich, daß der Erstere Beifallen trägt, das Geld auszugeben, da der Letztere, sobald möglich, dasselbe in die Sache selbst zu verwandeln sucht.

Der Sparsame wird die Mittelstraße zwischen beyden halten, er wird dem Verschwender darin folgen, daß er das Geld bloß für Zeichen bey dem Besitze hält; aber er wird auch dem Geizigen darin nachahmen, daß er das Geld bey der Ausgabe für eben so wichtig als die Sache hält, die er dafür eintauscht.

Das Geld ist also eine Sache, dessen wahrer Werth erst durch den vernünftigen Gebrauch des Menschen bestimmt wird, und wobey derselbe seine Vernunft zu üben, und sein Wohlseyn zu befördern Gelegenheit hat.

So viel über meinen Hausschlüssel! Man sieht aus dieser Probe leicht, daß Nachdenken eben keine so schwere Sache ist, wie uns die finstern Schulweisen bereden wollen; man darf dabey nur dem Gang seiner eignen Gedanken folgen, verwandte und zusammengehörige Begriffe mit einander vergleichen, und so entsteht ein Ganzes, in dem oft eben so viel gesunder Menschenverstand anzutreffen ist, als in mancher philosophischen Abhandlung.

Nachrichten.

Es wird zum Verkauf angetragen Histoire Militaire de la Suisse & celle des Suisses dans les différentes Services de l'Europe 8 Tom. sauber gebunden. 12 liv.

Auflösung des letzten Räthsels. Die Geldbörse:

Neues Räthsel.

Mein Erstes gräbt, mein Zwentes ist
 Der Puz der Weiberköpfe;
 Mein Ganzes steht zu dieser Frist
 Auf Wappen vieler Tröpfe,
 Und soll — wem fiel das Ding wohl ein? —
 Und soll Beweis des Adels seyn.
